

(Nachdruck verboten.)

Proletarier.

(Wilder aus dem Leben der Letzten.)

Von Christen Bundgaard.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Ein Mädchen war kurz nach Weihnachten eingeliefert worden. Sie hatte heimlich geboren und das Kind ertränkt, das ein Mann festgefroren in der Eisdelle eines sumpfigen Grabens gefunden hatte. Sie litt an starken hysterischen Anfällen, in denen sie zu Gott betete und mit dem Kopf gegen die Wände lief. Das Kind und der Vater des Kindes, Gott im Himmel und die Mutter — — darauf konzentrierte sich all ihr Denken und Reden. Schließlich verwirrte sich ihr Geist und sie mußte ins Krankenhaus.

„Hum,“ sagten die Wandstreicher.

Ein Knabe war arretiert, bezichtigt, eine Krone gestohlen zu haben. Er wollte nicht bekennen, der verhärtete Schlingel, und doch konnte gar nicht daran gezweifelt werden, daß er der Dieb war.

In dem Hause, wo die Krone gestohlen worden war, hatte man sich gleich das Dienstmädchen gesichert, ehe sie Zeit fand zu entfliehen. Zum Unglück konnte sie ihr Mißbi nachweisen, und man war gleich auf die Straße heruntergestürzt, um möglicherweise den Dieb noch zu fassen, ehe er mit seinem Raub entschlüpfte.

Und die Gerechtigkeit wurde diesmal nicht um ihre Beute geprellt, was bedauerlicherweise so oft geschieht. Da ging er, der Spitzbubel! Er war leicht unter all den übrigen Menschen da unten herauszukennen. So mager wie ein junger Vogel, schielend, verhungert, gestickt, mit langen blaugefrorenen Fingern. Und dann zu allem Glück fandte die Vorführung eben einen Schuttmann zum Tatort. Er nahm den Himmel mit zur Wache.

Und da erlaubte der Walg sich, der Obrigkeit Späne zu machen und sich dem glatten Gang der Gerechtigkeit hinderlich in den Weg zu stellen. Aber sein durchgeführtes Schwindelsystem würde ihm schon nichts helfen, die Indizien häuften sich um ihn herum. Sein Vater war im Armenhause, die Mutter war krank, sie lag und spie in einen alten Holzschuh, als die Schuttmleute zur Haussuchung oben waren, und ringsum in den Ecken saßen die Kinder zottelig und schmutzig und piepften wie die kleinen Stachelschweine.

Die Mutter erzählte, daß der Älteste, der Knabe, drei Tage hintereinander in der Volksküche gewesen wäre, aber kein Essen bekommen hätte. Und ferner konnte der Prediger bezeugen, daß der arretierte Christian Simonson, als er noch vor kurzem bei ihm zum Konfirmandenunterricht ging, dem Leben in Gott und seinen Worten fremd gegenüber gestanden hätte, so daß wohl anzunehmen sei, daß er jetzt in seinem rucklosen Leben die guten Ermahnungen des Seelsorgers vergessen oder sogar direkt über Bord geworfen habe. Außerdem sei er eine freche und harte Natur, der es not täte, gebeugt zu werden.

Und der Aufsichtsbeamte zweifelte nicht daran, daß er gebeugt werden würde.

Der Aufsichtsbeamte zweifelte sonst an allem auf dieser Welt. Er sah ja täglich die große Verderbnis unter den Menschen vor sich.

Nur was mit dem Polizeiwesen, Verhaftung, Verhör und Verurteilung zusammenhing, genoß sein Vertrauen, aber auch sein unbedingtes.

Die Menschen mußten verhaftet werden, das mußten sie. Dann konnten sie nichts Ungesetzliches unternehmen, keine Ausschweifungen begehen, dann konnten die Dinge reglementsmäßig vor sich gehen, es würde Plan und Ordnung in den Lauf der Welt und des Lebens kommen. Von dieser Seite betrachtete der Aufseher die Dinge.

Deshalb erschien ihm der Polizeimeister so groß, und er selbst hegte den Ehrgeiz, Schuttmann zu werden. In seinen angeregtesten Momenten sah er sich selbst als Hüter der menschlichen Gesellschaft, mit Helm und Stab und funkelnden Messingknöpfen. Im übrigen hielt er die Arrestanten nicht

für schlimmer als andere Menschen, die sich herumtrieben. Im Gegenteil. Aber wollten sie nicht bekennen, oder kamen sie mit Ausflüchten und erschwerten die Arbeit, dann sagte er dies stets als eine ihm persönlich zugesügte Beleidigung auf. Natürlich beleidigten sie vor allen Dingen den Richter, dem sie Scherereien verursachten, dann beleidigten sie auch die Schreiber, die um ihrerwillen mehr Arbeit hatten, und die Schutzleute, die die Mühe mit ihrer Verhaftung gehabt hatten. Aber für die anderen, für das Polizeisystem selbst, fühlte auch der Aufseher sich gekränkt.

Und er ärgerte sich täglich über den Satansbalg, der da wie ein kleiner Stein in der Maschine saß.

Der Untersuchungsrichter hatte auch gesagt, daß er, holla der Teufel, den kleinen Kerl schon brechen würde, sonst wollte er nicht Richter Rosenöhr heißen.

Uebrigens möchte er doch wissen, wer wohl in diesem Hause Herr wäre, die im Bureau oder die Arrestanten.

Der Aufseher meinte auch den Bagabunden gegenüber, daß sie den kleinen Kerl brechen würden, und im übrigen möchte er wohl wissen, wer hier Herr im Hause sei — etwa nicht die im Bureau?

Die Bagabunden trauten sich unergründlich die hintere Gegend und den Rücken hinauf, so weit sie kommen konnten.

Der Knabe bekannte selbstverständlich zuletzt den Diebstahl. Und vierzehn Tage später lief natürlich die Mitteilung ein, daß sich die Krone wiedergefunden hatte — in der eigenen Westentasche des Bestohlenen.

Eines Morgens hörten die Wandstreicher in ihren Zellen ein ungewöhnliches Lärmen und Rumoren draußen auf Fluren und Treppen. Als der Wärter endlich seine Morgenrunde machte, erfuhren sie den Grund der Störung.

„Ich trete in Nummer 11 ein,“ erzählte der Wärter, „und stelle den Bejen hin wie immer und sage „Guten Morgen“ wie immer und denke so an gar nichts wie . . . da kam mir's so stille vor. Ich ging nun zur Britische und sah nach, es war ja Halbdunkel. Da sehe ich, daß er gerade an der Wand steht. Ich sage nun zu ihm, warum er denn die Britische nicht heruntergelassen hat? Er sagt nichts, und das kam mir ja ein bißchen komisch vor. „Warum antwortest Du keinen Ton?“ frage ich. „Bist Du krank?“ Es sah aus, als ob er stünde und mich angriente. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte lachen.“

„Na, nu hör auf mit die Fismatenten,“ sage ich und puffe ihn.

Aber in dem Augenblick kriege ich ein Krabbeln durch den ganzen Körper, ich wurde so erstarrt, daß ich die Hand nicht wieder von ihm wegnehmen konnte. Er glitt so an der Mauer entlang und seine Füße waren über der Erde. Da sprang ich endlich zur Tür hinaus und die Treppe hinunter und rief den Inspektor.“

Das war das aufregendste Ereignis des Winters im Gefängnis.

Der Erhängte war ein alter Häusler von draußen östlich von Wiborg her. Sein Haus war ihm abgebrannt, aus welchem Grunde man ihn ins Gefängnis gesteckt hatte. Hinaus konnte er ja nicht, aber es gab also doch einen Ausweg, dem Gefängnis zu entinnen.

2.

Das Frühjahr begann die Luft zu erfüllen. Das heißt, es regnete toll, regnete, regnete — Nächte und Tage. Aus den Hunderten von Gefängnissen und Arbeitshäusern des Landes entließ man die Bagabunden. Die großen Landstraßen entlang zogen sie, in zerfetzten Kleidern und sohlenlosen Schuhen mit den graugelben Gespenstergesichtern, bebend, hoffnungslos vor Verlassenheit. — Die große arme Schar, deren bleiche Schatten eines Sommertages über den sonnenhellen Weg gleiten oder an einem düsteren Abend, wenn man noch spät allein aufsteht, sich in den Lampenschein drängen.

Zu dem Bauern Lars in Vorrning kam eines Abends ein Wandstreicher und fragte nach dem Wege. Er bat um einen Happen Essen, und den bekam er. Die Leute sahen und glockten ihn an, während er laute.

Als er fertig war, fragte er, ob er hier übernachten dürfe. Im Kuhstall? An der Scheune? Wenn er bloß unter Dach liegen könne,

Wauer Lars sagte nein. Er beherberge keinen. Aus Prinzip nicht.

Ob er denn nicht —?

Nein, es hätte gar keinen Zweck, weiter darüber zu reden.

Der Landstreicher ging. Aber Wauer Lars sandte gleich einen der Knechte hinter ihm her, um zu sehen, wo er hinginge. Er sah ihn gerade um den südlichen Giebel biegen, aber dann, es war ganz mystisch, als er dorthin kam, war er verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sollen wir Marx lesen?

Alle Wissenschaft bedeutet Ökonomie, Ersparung von nutzloser Kraftberausgabung, Vermeidung von Irr- und Umwegen. Die Naturwissenschaft hat der Menschheit auf ihrem Wege zur Beherrschung der Natur den jeweils kürzesten Weg gewiesen. War der Fortschritt früherer Zeiten, wenn es sich etwa um ein neues Arbeitsverfahren handelte, an die zufällige, zersplitterte und vereinzelte Erfahrung des täglichen Lebens und der täglichen Arbeit der Handwerker selbst gebunden, so deut heute der Forscher in seinem Laboratorium den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Erscheinungen auf und sucht neue Ursachenreihen im Experiment darzustellen. Die Erfindung bleibt nicht mehr dem Zufall einer neuen Erfahrung überlassen; bewußt stellt der Forscher sich das neue Problem und sucht mit wissenschaftlichen Mitteln den kürzesten Weg seiner Lösung. Was dies aber bedeutet, wird uns sofort klar, wenn wir die Schnelligkeit technischen Fortschrittes seit dem Beginn der modernen Naturwissenschaft vergleichen mit dem Schneidentempo der Entwicklung mittelalterlicher Technik.

Was die Naturwissenschaft aber für die Technik, ist die Sozialwissenschaft für den politischen Fortschritt. Die sozialwissenschaftliche Erkenntnis zeigt uns die Probleme, die die Menschheit in ihrem Fortschreiten sich jeweils stellen muß und gibt uns die geeignetsten Mittel zu ihrer Lösung an die Hand. Sie lehrt uns die Triebkräfte der Entwicklung kennen und zeigt uns die beste Art ihrer Verwertung. So gibt sie dem Wissenden politische Machtvermehrung, und wer in der Politik Macht sich erobern will, muß die Sozialwissenschaft in seinen Dienst stellen. Politisch aber ist der Proletarier, weil er nur in der Politik und durch die Politik seine Lebensinteressen wahren kann. In der kapitalistischen Gesellschaft ist die Arbeiterklasse die Erbin der Geschichte. Sie muß selbst Geschichte machen, das heißt Politik treiben, um aus der Erbin der Geschichte ihre Meisterin zu werden, aus dem Objekt der Ausbeutung durch die Menschen das Subjekt, die Beherrscherin der Natur, aus einer unterdrückten Klasse die Schöpferin der klassenlosen, ihre gesellschaftlichen Beziehungen bewußt und deshalb frei regelnden Menschheit.

Das ist es, was die Arbeiterklasse mit so heißer Sehnsucht zur Wissenschaft treibt, deshalb steht am Beginn jeder Arbeiterbewegung das Bildungsbestreben. Der Meister der Sozialwissenschaft aber ist Karl Marx, und ihn lesen zu wollen, der glühendste Wunsch jedes kämpfenden Proletariats.

Aber Marx ist keine leichte Lektüre, am wenigsten für den Arbeiter, dem die moderne Gesellschaft selbst das primitivste Handwerkszeug wissenschaftlicher Bildung vorenthalten hat. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und einen solchen zu zeigen, soll hier wenigstens ein Versuch gemacht werden.

Das Problem, das die Sozialwissenschaft sich stellt, ist die Aufklärung der Bewegungsgesetze der Gesellschaft. Marx beantwortet diese Frage allgemein in seiner Geschichtsauffassung und speziell für die kapitalistische Gesellschaft in seinem ökonomischen Hauptwerk. So sind seine Schriften historisch und ökonomisch, aber in allen lehrt die Frage nach den Triebkräften der Entwicklung wieder. Dies verbindet sie zu einem Ganzen und von jeder Schrift fällt helles Licht auf das Verständnis der anderen.

Man wird die Anfangsschwierigkeiten leichter überwinden, wenn man die Hauptgedanken der Marxschen Lehre in ihren allgemeinen Umrissen bereits kennen gelernt hat. Diese aber sind in jedem sozialdemokratischen Programm enthalten. Man mache sie sich zunächst klar und lese zunächst die Broschüren „Ziele und Wege“ von Adolf Braun u. a., ferner die „Erläuterungen zum Erfurter Programm“ von Kautsky und Schönlan. Dann lese man als erste Schrift von Marx seine Broschüre „Lohnarbeit und Kapital“, die uns zuerst mit der Werttheorie vertraut macht. Darauf lasse man Kautskys „Erfurter Programm“ folgen, und um die historische Stellung der Arbeiterklasse zu begreifen, das „Arbeiterprogramm“ von Lassalle. So vorbereitet, kann man an das Studium des „kommunistischen Manifestes“ gehen, der „Geburtsurkunde des wissenschaftlichen Sozialismus“. Als Kommentar gleichsam zu der Stellung von Marx zu den im kommunistischen Manifest kritisierten Vorgängen studieren wir Engels' Schrift: „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“.

Nachdem wir so in großen Grundzügen den Standpunkt von Marx kennen gelernt haben, wenden wir uns der Anwendung dieses Standpunktes auf bestimmte Abschnitte der Geschichte zu. Wir gehen an die viel zu wenig beachteten historischen Schriften.

Zunächst: „Revolution und Konter-Revolution in Deutschland“. Nachdem uns diese glänzende Analyse der Klassenverhältnisse, wie sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts sich entwickelt hatten, mit den Triebkräften der Revolution von 1848 bekannt gemacht hat, wenden wir uns, um Marx als Politiker kennen zu lernen, den Artikeln aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“ im III. Band der Nachlassausgabe von Mehring zu, dessen ausgezeichnete Einleitungen für die Erkenntnis jener Zeit unerlässlich sind. Dann könnten die „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—50“ und der „18. Brumaire des Louis Bonaparte“, wohl die glänzendste politische Streitschrift in deutscher Sprache, an die Reihe kommen. Ein kleine aber interessante Schrift ist „Marx vor den Kölner Geschworenen“, in der Marx die Gründe und die Notwendigkeit seiner revolutionären Haltung den Richtern darlegt. Den Beschluß unserer historischen Studien hätte die von Marx verfaßte Inauguraladresse der Internationale: „Der Bürgerkrieg in Frankreich“ zu bilden, die eine glänzende Verteidigung der Pariser Kommune darstellt.

Wir wenden uns jetzt wieder zum Studium der politischen Ökonomie. Wir haben Lohnarbeit und Kapital bereits kennen gelernt und lassen Lassalles „Vasiat-Schulze“ folgen. Darauf wäre das Studium von Kautskys Einführung: „Marx' ökonomische Lehren“ und der zweite, politische Ökonomie betitelte Abschnitt in Engels „Anti-Dühring“ vorzunehmen. So vorbereitet gehen wir an den ersten Band des „Kapitals“. Um den Leser an Stil und Darstellungsweise zu gewöhnen, empfiehlt es sich vielleicht, die Lektüre der historischen Kapitel vorwegzunehmen. Wir beginnen also mit dem achten Kapitel des dritten Abschnittes: der Arbeitstag, lesen dann das elfte, zwölfte und dreizehnte Kapitel (Kooperation, Manufaktur und große Industrie), um hierauf das berühmte vierundzwanzigste Kapitel: die sogenannte ursprüngliche Akkumulation zu studieren. Erst dann gehen wir, indem wir bei schwierigen Stellen das Buch von Kautsky zu Rate ziehen, an die systematische Lektüre des ganzen Bandes.

Damit ist das Schwierigste geleistet. Aber das „Kapital“ muß nicht nur gelesen, es muß oft und oft studiert werden: Immer wieder wird man finden, daß bei wiederholter Lektüre Zweifel gelöst, neue Erkenntnisse gewonnen werden. In den Jahrgängen der „Neuen Zeit“ wird man eine große Anzahl theoretischer Abhandlungen finden, deren Lektüre beim wiederholten Studium viele Erleichterungen geben und Unklarheiten beseitigen. Hier findet man auch die Ausgabe und Kritik eines großen Teiles der polemischen Literatur. Ist der erste Band des Kapitals bewältigt, so geht man an das Studium des zweiten und dritten Bandes. Für ihre Lektüre bietet der von uns kürzlich wiedergegebene Brief von Engels wertvolle Fingerzeige.

Haben wir so die Marxschen Lehren kennen gelernt, so wenden wir uns der Geschichte ihrer Entstehung zu. Dazu ist die Ausgabe des Nachlasses von Mehring unerlässlich. Wir lesen die Jugendschriften von Marx, wobei wir vielleicht die Dissertationschrift über Demokrit und Epikur, die nur fachphilosophisches Interesse hat und die Streitschrift „Die heilige Familie“ übergehen dürfen. Der glänzende Kommentar Mehrings erleichtert auch die Schwierigkeiten, die uns die genialste Schrift des jungen Marx, seine Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie bereitet.

Marx studieren, heißt zugleich denken lernen. Ist es uns gelungen, in das Marxsche Schaffen nachschaffend einzudringen, dann ist uns das große Reich der Sozialwissenschaft erschlossen. Wir haben aufgehört, unkritisch und instinktmäßig zu handeln. Die Politik ist für uns kein dilettantisches Spiel oder traditionelle Befolgung unverständener Regeln. Kritisch stehen wir der Gesellschaft gegenüber. Wir wissen, was wir wollen, wir wissen, was wir können. Als andere treten wir aus der Werkstatt des Marxschen Geistes heraus, als wir in sie eingetreten sind. Vorher waren wir Sklaven des blinden Waltens unverständener gesellschaftlicher Kräfte. Jetzt sind wir befreit. Die Fesseln sind von uns gefallen und die Befreiung wird auf die Dauer auch das ökonomische Joch nicht mehr drücken können. Und so dankt uns Marx das schwere Bemühen, ihn zu verstehen, indem er den Unterdrückten gibt, was ihnen das Kostlichste ist: die Gewißheit ihres Sieges.

(Nachdruck verboten.)

Todschlag.

Von Jac. Lorenz.

Kurz vor Büreauschluß trat er ein, den Zettel in der Hand, auf dem sein Stellengesuch notiert war.

Ein fünfundvierzigjähriger, untersehter Mann, barlos, mit ein Paar schwachen Blauaugen, einem gemüthlichen Zug um den Mund. Helles Haar in wilden, ungekämmt Strähnen. Er sprach ein unberäushtes Sächsisch.

Er war Kernmacher und die dritte Woche ohne Arbeit. Zufällig war eine passende Stelle da. Die teilte ich ihm mit und er erklärte sich bereit, sie anzunehmen.

Jemandem hatte in seinem Heimatsausweis hineingeschrieben „Vordbestraft“.

Was mochte der Mann mit dem gutmüthigen Gesicht, das die schwachen, matten Augen ein wenig blöd machten, nur verbroschen haben?

Ich war neugierig.

„Sie sind vorbestraft?“
 „Jawohl. Fünf Jahre. Wegen Totschlag.“
 Und er sagte das so gemächlich, als würde er eine Zivilstands-
 nachricht mitteilen.

Solche zynische Offenheit war mir noch nie begegnet. Der
 Mann interessierte mich um so mehr.

„So so, wegen Totschlag? Wie ging denn das zu?“

„Sehr einfach. Sehn Sie, Sie können das vielleicht nicht be-
 greifen, — ich hab ihn halt einfach niedergeschlagen, wie man einen
 Hund niederschlägt.“

Wieder diese grauenhaft selbstverständliche Betonung, als ob
 das Totschlagen zu seiner täglichen Arbeit gehören würde. Er
 mochte merken, daß es mir etwas unangenehm wurde, mit ihm
 bei hereinbrechender Dämmerung allein im Bureau zu sein.

„Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. Ich kann keiner
 Fliege ein Bein ausreißen und hab noch keinen Menschen etwas
 getan, außer dem einen . . .“

Ich war in der sechsten Woche ohne Arbeit, mitten im Winter,
 nachdem ich das Spital verlassen hatte. Ein Eisenstück war mir
 an die Brust geflogen und hatte mich schwer verletzt. Zehn Wochen
 lag ich im Spital und nun kam ich wieder hinaus, gerade in die
 ersten Schneegestöber. Das war ein Glend! Ich sah krank aus und
 kein Mensch wollte mich einstellen. Meine paar Pfennige waren
 längst alle und von wem konnte ich was bekommen? Die Bettel-
 reisen, die soll der Teufel holen. Da kommt man ganz herunter.
 Man muß einfach herunterkommen, ob man will oder nicht. Ein
 ordentlicher Mensch kann man gar nicht bleiben. Man ist ein dop-
 pelter Mensch: Einer möchte kein Lump sein, und der andere ist
 einer. Dann denkt man, wie man früher ein Kerl war, und das
 ärgert einem, daß man so ein Lump werden mußte. Hat man
 wieder mal einen ordentlichen Tag gehabt, flücht sich mit ein paar
 zusammengebettelten Groschen wieder etwas zurecht, dann kommen
 wieder ein paar schlechte Tage, und alles ist wieder rein weg. Und
 die ewige Hoffnung und Enttäuschung mit der Arbeit. Da sagt
 dir einer, es sei was los in einer Fabrik, und man eilt hin in
 tausend Hoffnungen: Morgen kannst vielleicht wieder arbeiten, ein
 rechter Mensch werden, ein rechter Mensch! . . . Man kommt hin
 und alles ist nichts. Man brüllt dich an wie einen Hund oder man
 sagt einfach gar nichts und läßt dich stehen. Und so gehts in die
 Wochen. Wenn man dann dabei noch halb krank ist, durchnäßt und
 durchfrotzen in die Herberge kommt und froh ist, wenn man in ein
 Lausloch kriechen darf, um ein paar Stunden alles zu vergeffen —
 Und der Hunger nagt. Der Magen wird von den paar Almosen-
 broden nicht still. Der knurrt und brüllt. Tagaus, tagein. Die
 Floden fallen — der Schnee geht bis ans Knie, man weiß nicht,
 ob man einfach liegen bleiben, oder ob man weiter kriechen soll.

Serggott — da soll einer nicht ein Vagabund werden, der's
 nimmt, wo's steht! —

So ging's mir damals. Wie gesagt, in die sechste Woche. Es
 war ein scheußliches Wetter. Seit morgens um sieben war ich auf
 der Straße. Die fadenhässlichen Kleider hatten Regen und Schnee
 bis auf die Haut durchnäßt und durchweicht. Das Wasser troff mir
 durch den Hut ins Haar und suchte sich über die Stirne einen Weg
 und floß über die Wangen wie Tränen. Ums Heulen wars mir
 nicht. Aber ich hatte eine ganz fürchterliche Wut. Auf niemand
 und auf alle. Ich fluchte das Bettelkind, das im Schnee nach Holz
 suchte, an, wie ich dem Schlitten des Prohen die Faust nachbaute.
 Es kam einfach eine übergroße Wut auf die ganze Menschheit über
 mich, die arme Teufel ausschindet und dann hungern läßt, wenn
 sie sie genügend ausgeschunden hat. Und will das alles zubecken mit
 ein paar Broden Mitleid und Wohlthätigkeit, gewürzt mit frommen
 Sprüchen. —

Der Himmel brückte so schwer nieder, als ob er von Blei
 wäre. Ja, wenn die Vögel pfeifen und der Himmel blaut, da läßt
 sich walzen; aber im Winter, da sollte man nicht walzen müssen.
 — Ich konnte die Füße kaum mehr heben, und mich fror. Bei
 Schritt und Tritt rann mir das Schneewasser vom Absatz zu den
 Zehen und das quiepte, als ob ich in einem Sumpf ginge. Da kam
 auch noch so ein Wind dazu, daß mir meine paar Zehen auf die
 Haut froren. „Du bleibst liegen,“ dachte ich, „vielleicht lieft man
 dich dann auf und bringt dich auf ein paar Stunden ins Trodene.“
 Und wie ich so daran dachte, da sah ich von weitem einen Schlot
 rauchen. Das gab mir wieder neuen Mut, und da konnt ich wieder
 laufen. Es war eine Sieherei, wie ich gleich sah.

Kernmacher braucht man da keine, aber Hülfсарbeiter. Was
 verschlug's? Wenn man so recht im Bruch ist, nimmt man alles an.
 Man mag ein noch so fixer Kerl in seinem Verufe sein und was
 auf sich halten: Das kriegt einen runter. Ich hab mal einen Kame-
 raden gehabt, einen Dreher. Er hatte noch nie was anderes ge-
 arbeitet als an der Drehbank und tat sich darauf viel zu gut.
 „Vieher hungern, als außer dem Verufe schaffen.“ Na, er hat doch
 noch einmal bei einem Kanalbau als Tagelöhner bis zu den Knien
 im Wasser gestanden.

Ich war also kinderfroh, gleich anfassen zu können.

Was war ich aber schwach von der Krankheit und der miserablen
 Hungerwalz! Aber es wird schon wieder gehen, wenn ich nur wieder
 einmal was rechtles im Leibe und meine Ordnung hab. Tausend
 Hoffnungen stiegen in mir auf — und heut werd ich meiner
 alten Mutter schreiben, daß ich wieder Arbeit habe und die Walz
 zu Ende ist. Vielleicht gibts auch bald Platz für einen Kern-
 macher . . .

Da kam so ein grüner Kerl von Aufseher. Der schaute mir
 ein paar Augenblicke zu und merkte gleich, wie ich schwach war.

Da fing er an, wie besessen mit den Händen in der Luft herumzu-
 fucheln und mit seiner heiseren Stimme zu schreien, wer denn
 den da — und dabei zeigte er auf mich — eingestellt habe. Der
 sei ja rein sauber gar nichts, keinen Schatz Pulver wert. „So einer
 ist doch zu nichts zu gebrauchen — der Mann muß zur Stunde
 entlassen werden. — Wir haben doch kein Asyl da für Taugenichtse
 und Vaganten.“

Mich trafs wie ein Schlag. Nun hatte ich mich so über die
 Arbeit gefreut nach den sechs langen Wimmelwochen, — nun sollte
 es wieder nichts sein! Ich sollte wieder aufs neue ins Glend, in
 Wind und Schnee und Regen, in die Herbergen und Lauslöcher.
 Da fahte mich eine Wut, noch viel größer, als sie mich schon am
 Mittag gefaht hatte. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich sah
 nur das grüne Gesicht wie im Nebel, und hörte ihn immer noch
 schimpfen und fluchen. Da griff ich zu einer schweren Eisenstange
 und mit einem Wutschrei holte ich mit beiden Händen und aller
 Kraft nach dem Aufseher aus. — Ein dumpfer Schlag und Schrei —
 ein schwerer Fall — Rennen und Lärmen. — — Ich stand ruhig da
 und sah ihn aus einer großen Kopfwunde bluten. Die Stange
 lag zwischen ihm und mir. Er wurde weggetragen, und mich fahte
 man. Ich ging mit wie im Traum und vor meinen Augen tanzte
 alles, wirr und wild, wie Floden im Schneesturm.

An einen kann ich mich aber noch ganz genau erinnern. Wie
 der Grüne am Boden lag, rührte er keine Hand, und er stand doch
 dicht neben ihm. Er lachte nur leise vor sich hin und sah mich an,
 als wollte er sagen: „Endlich — endlich“. Er wird seinen Grund
 gehabt haben, keinen Finger zu rühren.

So kriegte ich meine fünf Jahre weg.

Aber ich kann wirklich keinem Tierchen etwas tun. Meine
 Mutter hatte schon immer gesagt, dem Jungen gehts noch einmal
 schlecht, er hat ein zu weiches Herz. Man ist doch auch ein Mensch!
 — Aber was wissen denn die davon, daß man ein Mensch ist!

Na, adio, ich muß gehen, bevor's ganz Nacht wird.“
 Er bot mit seine breite Hand, die die Eisenstange geführt
 hatte.

Es graute mit nicht vor ihr. . . .

Kleines feuilleton.

Allelei vom Regenschirm. Das alltägliche Gebrauchsgerät, ja
 dem in diesen trüben Regentagen ein jeder seine Zuflucht nimmt,
 der Regenschirm, blickt auf eine lange Geschichte zurück. Zwar geht
 seine Geschichte nicht soweit zurück wie die seines älteren Bruders,
 des Sonnenschirmes, der in den grauesten Epochen ältester Geschichte
 als Symbol der Macht, des Reichthums und fürstlichen Glanzes eine
 große Rolle spielte, aber die schwarzen Seidenschirme, mit denen
 wir uns heute gegen Sturm und Regen schützen, können sich doch auf
 eine jahrhundertelange Ahnenreihe berufen. Um 1600 war der
 Regenschirm schon in Italien bekannt und von hier aus verbreitete
 er sich zunächst nach Frankreich. Aber er erkaute sich zunächst keiner
 allzu großen Beliebtheit, denn nur mit Widerwillen konnte man sich
 entschließen, das damals 1,20 Meter lange Ungetüm mit seinen zehn
 dicken Fischbeinrippen und seinem Gewicht von nicht weniger als
 sieben Pfund mit auf die Straße zu nehmen. Zudem war die An-
 schaffung eines Schirmes eine wichtige Angelegenheit; für 50—60
 Franc erstand man ein Familienmöbel, das von Geschlecht zu Ge-
 schlecht sich forterbte. An dem massiven Griffe befand sich ein
 großer Messingring, an dem man den Schirm am Arme tragen
 konnte, aber in der Regel pflegte man ihn doch misshütig unter
 den Arm zu nehmen. Erst unter der Herrschaft Ludwig XIV.,
 im Jahre 1710, unternahm es ein findiger Kopf, das unhandliche
 Gerät zu verbessern. Er konstruierte einen zusammenlegbaren
 kleinen Regenschirm, der nur fünf bis sechs Unzen Gewicht hatte
 und in einem Etui verschlossen getragen werden konnte. In einem
 langen Erlaß gewährte Ludwig XIV. dem Fabrikanten ein fünf-
 jähriges Monopol auf seine Erfindung. Bierzig Jahre später legte
 ein gewisser Navarre der Akademie eine Verbesserung dieses
 Schirmes vor, einen regelrechten Stockschirm, wie er auch heute
 noch zuweilen gebraucht wird, bei dem der zusammengerollte Schirm
 in ein hohles Rohr geschoben ist. Mit diesen verbesserten Geräten
 machten sich die Pariser schon eher vertraut. Die bornehmen
 Stände freilich verhielten sich ablehnend. „Die mit dem vulgären
 Volk nicht verwechselt werden wollen, lassen sich lieber naß regnen,
 als daß sie mit einem Schirm auf die Straße gehen und damit
 dokumentieren, daß sie kein Gefährt ihr eigen nennen.“ Da es
 aber viele dieser Leute gab, so kam man bald auf die Idee, einen
 öffentlichen Regenschirmdienst einzurichten. In dem
 Jahre 1769 erhielt auch eine Compagnie die Genehmigung zu einem
 solchen Unternehmen. Hierbei freilich handelte es sich in erster
 Linie um Schutz gegen die Sonne und erst allgemach kam man dazu,
 die Einrichtung auch für den Regen zu benutzen. Der Pont Neuf
 war die erste Wirkungsstätte; an beiden Brückenenden standen die
 Angestellten mit ihren Schirmen, für zwei Liards, etwa 2 Pfennige,
 mietete man einen Schirm, den man dann nach Ueberstreitung der
 Brücke am anderen Ende wieder abgab. Aber auch die Polizei-
 behörden wendeten die Aufmerksamkeit dem Probleme des Schutzes
 gegen Wind und Wetter zu. Am 14. September desselben Jahres
 konnte man an den Pariser Straßen eine neuangelegene Ver-
 ordnung lesen. Da war alles genau bestimmt, „diese Schirm-

„Lutscher“ mußten sich ordnungsmäßig bei der Polizei melden, eine Liste wurde angelegt und jeder Schirm erhielt eine Nummer. Aber auch des Nachts standen sie den Straßenpassanten zur Verfügung, sie trugen der Vorschrift gemäß eine Laterne. Die Polizei lieferte die Parapluies. Inzwischen hatte der Schirm bereits seinen Erwerbungszeit nach England angehtreten, wo er seit 1646 bekannt wurde. Aber erst allgemach verbesserte man ihn soweit, daß mit seinem Schutze nicht auch eine Plage verbunden war. Zur Revolutionszeit waren die Leber- oder Wachstuchschirme so gut wie völlig verschwunden, Seide und Stoffe bildeten fortan sein Dach und als zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Fischbeingerüst dem Eisen wich, waren die Segner des Schirms befehrt.

Hygienisches.

Wg. Was können Mütter bei englischer Krankheit tun? Wenngleich bei der englischen Krankheit (Nachtis), die sich durch eine Weichheit und dadurch entstehende Verkrümmung der Knochen äußerlich kenntlich macht, der Arzt in erster Linie seine Maßnahmen zu treffen hat, so können doch auch die Mütter von früh auf das Ihrige gegen die Entstehung dieses Leidens tun. Professor Sievert stellt nach seinen Ausführungen in der „Deutschen Medizin. Wochenschrift“ auf dem Standpunkt, daß Erblichkeit, Ueberfütterung und alle die normale Entwicklung beeinträchtigenden Krankheiten für die Entstehung der Nachtis in Frage kommen. Eine schlechte, an Sonne und Wärme, Luft und Licht arme Wohnung kann insofern die Wirkung dieser Ursachen erleichtern und bildet überhaupt die Vorbedingung einer jeden Krankheit der Säuglinge und Kinder. Die Mütter haben daher die Pflicht, für Licht und frische Luft, für Wärme und Sonnenschein nach Kräften Sorge zu tragen, wenngleich auch die Ernährung mit eine Hauptsache ist. Ferner handelt es sich um eine richtige Bekleidung der an englischer Krankheit leidenden Kinder, denn sie geraten sehr leicht in Schweiß, was ein Zeichen dafür ist, daß sie einer starken Wärmeabgabe dringend bedürfen, und um so mehr, als sie sich, da sie in der freien Körperbewegung sehr beschränkt sind, insofern Ueberfütterung der im Uebermaß gebildeten Wärme kaum zu entledigen wissen. Statt diese Kinder zum Schutz vor Erkältungen wegen der Schweiß in Wolle einzupacken, sollten ihnen die Mütter die leichteste Wäsche und Kleidung geben und als Unterkleidung am besten nur ein weitausschlagiges Negjäckchen verwenden. Das Stedkissen ist bei rachitischen Kindern von großem Uebel, denn sie sollen nicht viel herumgetragen werden, und es ist ihnen außerdem viel zu warm. Das Lager muß nachgiebig und hart sein, aus Seegras oder Koffhaas bestehen und ein flaches Kopfstissen haben, damit sich das Hinterhaupt nicht zu sehr verändert. Die Weichheit der Knochen und die wegen der schlaffen Muskulatur nachgiebigen Gelenke warnen vor einem vorzeitigen Sitzen, Gehen oder Stehen. Das können sich alle Mütter merken, deren Kinder an englischer Krankheit leiden.

Medizinisches.

Die Erfolge der Hundwutimpfung. Im Jahre 1905 sind in der Schutzabteilung des k. Instituts für Infektionskrankheiten zu Berlin 534 Personen nach dem Verfahren Pasteurs gegen Hundwut geimpft worden, und dabei war bei den regelrecht durchgeführten Impfungen nur ein Todesfall zu verzeichnen. Seit Errichtung des Instituts im Jahre 1898 sind 2790 Personen behandelt worden und von diesen nur 24 gestorben; 8 von letzteren müssen noch in Abzug kommen, weil sie vor Verendung der Behandlung erkrankten, ferner sind 6 auszuschneiden, die 2 bis 2½ Wochen nach Verendung der Behandlung erkrankten, wo die volle Wirkung der Schutzimpfung noch nicht eingetreten war. Die Gesamterblichkeit der Behandelten betrug demnach bloß 0,43 Proz., ein recht günstiges Resultat, da fast alle Behandelte von sicher tollen oder tollwutverdächtigen Hunden gebissen worden waren. Auch im vergangenen Jahre wurde bei 67 Proz. der Behandelten die Tollwut des verletzenden Tieres sicher festgestellt. Bei 57 Proz. der Behandelten erfolgte die Verletzung an unbedeckten Körperteilen, was natürlich ungünstiger ist. Nur bei 18 Proz. der Behandelten war die Wunde innerhalb 24 Stunden nach der Verletzung geätzt, gebrannt oder ausgeschnitten worden. Alle Schutzgeimpften werden noch eine sehr lange Zeit nach Ablauf der Behandlung auf ihren Gesundheitszustand kontrolliert. Seit 1901 hat die Zahl der Geimpften ständig zugenommen, sowie auch die Zahl der zur Untersuchung eingesandten Tierköpfe, doch ist daraus nicht auf eine Zunahme der Hundwut selbst zu schließen, vielmehr ist nur die Behandlung populärer geworden. Was die verletzenden Tiere anlangt, so handelte es sich im letzten Jahre um 94 Proz. Hunde, 2,6 Proz. Katzen, 1,4 Proz. Kühe, 0,9 Proz. Pferde. Fünf Personen hatten sich an Menschen selbst infiziert. Nur bei einer geringen Zahl der Verletzten war die Wunde vorher drilich entsprechend behandelt worden, weil sie entweder für zu unbedeutend gehalten wurde oder weil man gar nicht daran gedacht hatte, daß das betreffende Tier wutkrank sei. Nach den im Institut für Infektionskrankheiten vorgenommenen Untersuchungen sind Chloralkali-Sodalösung sowie Essig Mittel, die, mit Hundwutgift zusammengebracht, dieses mit Sicherheit abtöten. Die Schutzimpfung muß möglichst sofort eintreten, glücklicherweise bringt auch die Ueberzeugung vom Nutzen der Impfung in immer weitere Kreise. Durch Untersuchung der Gewebe ist das Institut schon innerhalb weniger Stunden in der Lage, die Diagnose auf Hundwut zu stellen, dies wird den Be-

örden, den Bezirks- sowie den Tierärzten mitgeteilt und die Befehligen veranlaßt, die Behandlung des Instituts aufzusuchen.

Aus der Vorzeit.

Prähistorisches Feuer. Es steht fest, daß auf der ganzen Erde kein Menschenstamm gefunden worden ist, der nicht das Feuer besessen hätte. Es ist sicher eine der ältesten Erfindungen oder Erwerbungen der Menschen, und heute wissen wir, daß seine Kenntnis schon in die paläolithische Zeit zurückreicht und seitdem sich ohne Unterbrechung fortvererbt hat. Der dänische Prähistoriker Dr. Georg Sarauw hat unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet in den Annalen des belgischen archäologischen Kongresses zusammengefaßt. Der „Globe“ gibt folgenden Auszug daraus: Daß der prähistorische Mensch der Kenntniserzeit Feuer besessen habe, ist schon seit längerer Zeit bekannt; Beweis dafür sind die Holzstößen und Feuerstätten, die man mit den Artefakten zusammen in den Höhlen der Vézère, Dordogne usw. gefunden hat. Unter den verschiedenen Arten, Feuer zu erzeugen, scheint nicht das Reiben oder Bohren von zwei Holzern die älteste gewesen zu sein, sondern das Aneinanderschlagen von harten Steinen, und hierauf weisen auch 1 : in großer Anzahl festgestellten Funde hin. Ausschlaggebend ist dafür das Zusammenkommen von Knollen aus Pyrit (Schwefelkies) und Feuersteingeräten von besonderer Form, deren Abnutzung deutlich zeigt, daß sie als Schlagsteine gebraucht wurden. Dafür führt Sarauw eine große Anzahl Belege aus verschiedenen Ländern, zumal aus Skandinavien und Norddeutschland an, die durch die Steinzeit in die Bronzezeit reichen, wo man sogar Funde gemacht hat, bei denen der Schlagstein aus Feuerstein noch durch Holz mit dem zugehörigen Pyritknollen zusammengefügt ist. Die einzelnen in Gräbern gefundenen Pyritknollen zeigen deutlich Gebrauchsrillen. Von besonderem Interesse ist ein Feuererschlagstein, der etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung in Norddeutschland aufkam und zu Hunderten sich in den Sammlungen befindet. Es sind dies Quarzite von länglicher Form, die mit Stahl geschlagen wurden. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurden (neben Schwefelholzern) Stahl, Eisen und Schwamm noch benutzt zur Feuerzeugung. Dann kam die Herrschaft der schwedischen Zündhölzer, die heute schon in Innerafrika benutzt werden.

Notizen.

- **Theaterchronik.** Deiler v. Piliencron's Drama „Die Rangan und die Bogwisch“ wird seine Uraufführung am 21. im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus erleben. — Vom gleichen Theater wurde das vieraktige Lustspiel von Hans Arronge „Im Banne des Weiblichen“ angenommen. — Die japanische Schauspielerin Sada Yako will in Berlin ein Gastspiel geben. — Ein englisches Theater, auf dem zur Abwechslung englisch gesprochen werden soll, beabsichtigt die Schauspielerin Meta Jling in Berlin zum Herbst zu eröffnen.
- **Auschronik.** Die diesjährige Ausstellung der Session, die am 11. April eröffnet wird, soll eine Reihe bisher unbekannter Bilder Leibs enthalten.
- **Der mysteriöse Ursprung.** Der Direktor der Nationalgalerie Dr. v. Tschudi hat auf höhere Anweisung einen einjährigen Urlaub nehmen müssen. Die Gründe dieser gänzlich unmotivierten Maßregelung haben wir bereits dargelegt. Sie sind in dem preussischen System zu suchen, wenn anders diese Willkürwirtschaft noch System zu nennen ist. In keinem Lande der Welt, in dem eine halbwegs verantwortliche Regierung besteht, würde ein Minister 24 Stunden eine solche Brüstung der öffentlichen Meinung überleben. In Preußen freilich steigt und befestigt sich ein Minister durch solche Taten. Da man offiziös den matten Latbestand nicht zugeben wagt — ein früher am Hofe gelesenes Blatt deutet auf unliebsam bemerkte Aeußerungen Tschudis über die englische Modenausstellung hin — so versucht man sich in Verdunkelungen. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bringt es fertig, Tschudi über den grünen Klee zu loben und — von der notwendigen Stärkung seiner Gesundheit zu faheln. Die Privatansichten des Königs von Preußen über Kunst sind also in Preußen entscheidend über das Los von Leuten, deren Verdienste im In- und Auslande von allen Sachverständigen anerkannt werden — sogar von dem officiösen Regierungsorgane.
- **Ein Verein deutscher Dramatiker ist in Berlin begründet worden.** Er will die Interessen seiner Mitglieder wahrnehmen, ist also eine wirtschaftliche Vereinigung höheren Grades, wie sie in Frankreich sowohl für die dramatischen wie die Romanantoren schon länger besteht.
- **Heinrich von Kleist wird bei Gelegenheit zwar gern zitiert, aber erleidet sonst den Tonangebenden so unbeträchtlich, daß man seine Grabstätte am Wannsee im Orange des Geschäftsbüro Bodenspekulation auf ein Haar geopfert hätte.** Es bedurfte dann erst erheblicher Anstrengungen, um dem Dichter seine letzte Ruhestätte zu erhalten, indem das Grab in Reichsbesitz übergeführt wurde. Die Gemeinde Wannsee hat jetzt die Verpflegung übernommen, die Stätte in würdigem Zustande zu erhalten.
- **Driebe Michelangelo wurden in einem Florentiner Archiv entdeckt.** Sie sind an den Vasari gerichtet, den Biographen der italienischen Künstler. Es sollen 68 Stücke sein, die bisher unbekannt waren.